Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 5

Artikel: Die Spend-Leute
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662424

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

du Dummerchen, wie konntest du uns gestern Nacht solchen Schrecken einjagen. Dunkel erinnerte ich mich an das Vorgefallene. Aber meine Mutter lachte; als sie mein besorgtes Gesicht sah, setzte sie sich an mein Bett und erzählte mir die Geschichte von der Eierfrau. «Du weisst doch,» begann sie, «dass wir die Eier und den Käse von der alten Liese in Rauschenbach beziehen. Doch, dass du sie nie sahst bei uns, ist sehr gut möglich, da sie immer abends, wenn es eindunkelte, kam. Nun wollte es das Schicksal, dass die alte Liese gerade gestern ihre Eier abliefern wollte, als wir nicht zu Hause waren. Sie habe zweimal geläutet, aber niemand habe ihr geöffnet. Und da sie wohl dachte, die Madame und der Herr würden bei diesem Wetter nicht ausgehen, habe sie halt die Verandatüre, die unverschlossen, benützt und sei dann in ein Zimmer gekommen, in dem ein Fräuleinchen sass, das plötzlich laut aufschreiend an ihr vorbeigerannt sei. So erzählte mir die Liese die Begebenheit», sagte meine Mutter, indem sie mir lächelnd über die Wangen strich.

Beschämt senkte ich die Augen und schwor mir, nie wieder so kindisch und unklug zu handeln. Doch wie eine Schnecke Schleim hinterlässt, wenn sie über ein Blatt kriecht, so hinterliess jene kleine Begebenheit noch lange einen dunklen Fleck in meinem Gedächtnis.

Felix Meyer

Die Spend-Leute

Von Maria Dutli-Rutishauser

Einmal im Jahre geschah es, dass in das Haus meines Vaters die Armen der Gemeinde kamen. Er war damals Armenpfleger, aber da er oft längere Zeit von daheim fort war, besorgte unsere Mutter manche seiner Obliegenheiten. Gar die «Spende» teilte sie aus, auch wenn der Vater daheim war. Darum wohl ist uns Kindern die Erinnerung an jene Tage so wach geblieben.

Die «Spend» ist eine Stiftung, deren Zinse nach des Wohltäters Willen an arme alte Leute der Gemeinde verteilt werden müssen. Im Kirchenbuch steht genau der Tag, der vom Pfarrer ab der Kanzel verkündet und mit einem Gottesdienst in der Morgenfrühe eingeleitet werden muss. Wer die «Spend» holen will, muss nirgends betteln gehen. Er nimmt einfach am Gottesdienste teil und kommt nachher ins Pflegerhaus, wo man die verfügbare Summe durch die Anwärter aufteilt.

So kamen denn am kalten Wintermorgen, wenn der Schnee knietief lag oder der Ostwind wie mit Messern schnitt, die armen Leute, kaum dass ein bisschen Helle über dem Dorfe lag. Zuerst war es immer die alte Bin, die in unsere warme, grosse Stube trat und guten Tag wünschte. Obschon Mutter doch ganz genau wusste, was die Frau mit dem breiten, grossen Gesichte wünschte, sagte diese Jahr für Jahr ihren Spruch auf, der uns Kinder stets neu interessierte: Sie stand gleich neben der Türe still, die grob beschuhten Füsse ordentlich auf den Teppich gestellt. Nie trug sie einen Mantel. Nur um Kopf und Hals war ein schwarzes, wollenes Tuch geschlungen. Wenn sie sprach, erschraken wir schier, denn ihre Stimme war tief und rauh wie die eines Mannes. Der Spruch, ohne Reim und doch irgendwie melodisch, ging ungefähr so:

«Well hüt Spend-Tag ist und ich e-n-arms Wiib bin, möchti um tuusigs Gottswille-n-ohalte, öb Er so guet wäred und mer 's Almose gäbed.»

Ihr Kopf zitterte dabei so heftig, dass sogar die Stimme davon erfasst wurde. Es war seltsam, wie die männlich-starke Frau ihre Haltung verlor. Aber wenn ihr die Mutter dann einen Stuhl anbot, liess sie sich gerne nieder und war auch gleich wieder beredt und forsch. Sie nahm das Geld, ohne es zu zählen und schrieb ihren Namen in grossen, schrägen Buchstaben auf den Bogen, der das Verzeichnis der Spend-Leute trug. Dann erzählte die Bin ein wenig von ihrem kalten, wackligen Häuschen, vom Sohn, der irgendwo im Schwabenland Melker war und die alte Mutter vergessen hatte. Derweil knüpfte sie die paar Franken in ihr Sacktuch. Dabei sahen wir, wie auch ihre Finger zitterten. Später einmal, als ich grösser war, hörte ich, die Bin trinke Schnaps und der bringe sie so herunter, dass sie oft tagelang zu keiner Arbeit tauge. Damals aber waren wir voll Erbarmen mit der armen Frau, und unbedenklich hätten wir alle unsere Neujahrsbatzen gegeben.

Die Bin war noch nicht aus der Stube, wenn ihr Bruder, der Hanni, erschien. Die beiden lebten zusammen, doch war es ein offenes Geheimnis, dass sie sich nicht ausstehen konnten. Die Nachbarn

erzählten von lauten, handgreiflichen Streitereien, in deren Verlauf der Hanni meistens siegte. Für ihn war es schlimmer, dass seine Schwester stunden- und tagelang «kifelte» und keinen guten Faden an ihm liess. Vor ihrem Mundwerk flüchtete er sich, wenn es ging, in den Wald oder zu einem Nachbarn. Aber da er viel an Hexenschuss und bösen Beinen litt, war er wirklich ein armer, ihrer Willkür ausgelieferter Mann. Wenn sich die alten Geschwister in unserer Stube trafen, taten sie wie zwei Freunde. Ein Murren war ihr Gruss. Der Hanni wusste keinen Spruch. Er stand einfach da und sagte kein Wort. Eifersüchtig spähte die Bin, ob der Bruder auch ja nicht mehr erhalte. Dann wickelte sie ihr Sacktuch und den Schal und sagte, diesmal mit sicherer, gewaltiger Stimme: «I säg vielmol Vergält's Gott und wüsch i viel Glück und Gottes Säge. Bliibid gsond und läbed woll.» Dann, mit einem Seitenblick auf den Bruder, keifte sie:

«Säg Vergält's Gott, du Ufloot!»

Der Hanni schaute meine Mutter nur an und die wusste schon, wie er es meinte.

Im Verlaufe des Tages klopften dann noch ihrer drei oder vier an. Da war die hagere, kränkliche Mutter vieler Kinder, deren Mann ein leichtsinniger, doch gutmütiger Kerl war. Sie kam mit dem verlegenen, verschämten Gesicht jener Leute, die es einmal recht gehabt haben und jetzt schwer tun, fremde Hilfe zu suchen. Gewöhnlich hatte sie ein paar Kinder bei sich, die im tiefsten Winter zerrissene Schuhe und verwachsene Kleider trugen. Die «Spend» war für diese Frau wie ein Tropfen in den See, aber ich erinnere mich noch gut an das dankbare Lächeln, mit dem sie das Geld der Armen in Empfang nahm. Früher war es vorgekommen, dass ihr Mann die Spende geholt und für sich verbraucht hatte. Aber seitdem mein Vater einmal aus abgründigen Augen ihn angeschaut und einen Lumpen genannt hatte, versuchte er es nicht mehr.

Wenn der Vater daheim war, gab er manchmal ein paar Franken zur Spend, weil ihm schien, sie reiche dann weiter. Doch wenn ihm die Armen dankten, war er verlegen wie ein Beschenkter. Mit wenigen Worten tat er den Dank ab. Wir Kinder bedauerten das, denn bei Vater blieben die Leute nie lange, und uns brachten sie doch eine ganz neue Welt in die Stube. Mutter hatte immer einen Birnwecken bereit oder für die Späten einen Teller Erbsensuppe. Sie unterhielt sich mit ihnen, und wir hatten das Gefühl, die Frauen und Männer schätzten ihre Anteilnahme und gute Worte so viel wie das Almosen.

Ich weiss nicht, ob in meiner Heimat der «Spend»-Brauch noch besteht. Vielleicht schickt man heute das Zinsengeld mit der Post in die Stuben der Armen. Oder am Ende gibt es auch keine so bescheidenen Leute mehr, die um ein paar Franken Almosen den Weg zum Pfleger machen und «Vergelt's Gott!» sagen wollen.

Der entzauberte Nikolaus

Es ist mir, als sei es gestern gewesen: Ich stand im Kinderzimmer, über dessen grüne Tapeten rotschimmernde Papageien flatterten, meine weisse Sonntagsschürze knisterte vor Stärke und in meinen Haaren leuchtete wie ein kleiner verirrter Schmetterling ein gelbes Haarband. Dann ging die Türe auf, und mein kleiner Freund Christoph trat ein. Tief in mir lachte etwas, denn ich fühlte mich Christoph so unendlich überlegen. Meine Mutter hatte ihn eingeladen, weil der Samichlaus kam; und in des Buben Augen stand eine heftige, angstvolle Erwartung. «Ich habe ganz von ferne ein Glöcklein gehört», sagte er, «das war sicher der Samichlaus.» Und wieder stieg in mir eine übermütige Fröhlichkeit auf; Christoph war ja so dumm, und ich hatte nicht umsonst drei ältere Brüder. Letztes Jahr hatte ich gezittert und gebangt wie Christoph; doch dieses Jahr war ich aufgeklärt und wusste, dass es keinen Nikolaus gab. Der Samichlaus — das war Onkel Ferdinand. Er trug eine Pelerine vom Grossvater und einen weissen, wallenden Wattenbart. Alle Kläuse der Welt zogen sich so an, damit die Kinder sich fürchteten, und aus lauter Angst vor- und nachher brav waren. Das wusste ich, und ich fühlte mich reif und gross, weil ich mit den Erwachsenen ein Geheimnis teilte.

Doch Christoph hatte meinen Stand der Reife noch nicht erreicht. Er stand da in seinem dunklen Matrosenanzug und sah aus wie ein Häuflein Unglück. Man hatte mir Weisung gegeben, ihm ja nichts von meinem reifen Wissen mitzuteilen. Ich sollte ihm seinen Klaus-Glauben lassen und